

Vortrag am 24. April bei der Gesprächssynode der reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn

Ich freue mich, dass Sie mich hierher nach Grenchen eingeladen haben und so freundlich begrüßen. Ein bisschen unsicher bin ich trotzdem. Denn ich komme gleich doppelt von außen: Als Journalist spiegele ich, was ich sehe, was ich in Erfahrung gebracht habe. Ein Spiegelbild ist aber nie die ganze Wirklichkeit; es kann sogar die Wirklichkeit verzerren. Vielleicht hilft dass wir uns gerade auch drängend fragen: Hat die Zeitung eine Zukunft? Auf jeden Fall gilt: Im Zweifel wissen Sie mehr als ich, und sollte ich die Sünde der Besserwisserei begehen, dann geben Sie mir ein Zeichen. Und dann komme ich aus Deutschland, dem großen Kanton, wie Sie hier manchmal ironisch sagen. Aber es ist eben doch vieles, und das auch zum Glück, anders in der Schweiz als in Deutschland, auch, was die großen christlichen Kirchen betrifft. Meine Erkenntnisse und Ansichten stammen aber nun einmal aus meiner Arbeit in Deutschland und für eine deutsche Tageszeitung. Sie können sicher manches, aber eben doch nicht alles auf Ihre Wirklichkeit, auf Ihre Arbeit übertragen. Ich komme jedenfalls in friedlicher, freundlicher und völkerverständigender Absicht. Die Kavallerie ist zu Hause geblieben. Sollten Sie aber, bevor ich wieder nach Hause fahre, eine CD für mich übrig haben - meine Dankbarkeit wäre Ihnen gewiss.

Sie fragen auf Ihrer Gesprächssynode: "Wie zukunftsfähig ist unsere Kirche?" Das klingt zweifelnd, ein bisschen unsicher. Sie hätten ja auch mit Posaunen und Trompeten verkünden können: Mit Gott und

der Kirche in die Zukunft! Mir gefällt es aber besser, dass Sie fragen. Denn in Zeiten der Veränderungen ist es gut, zu hören, zu lauschen, sich auch verunsichern zu lassen. In der Selbstsicherheit zu erstarren ist eine der großen Versuchungen der Volkskirchen, und zwar konfessionsübergreifend. Es ist aber weder zukunftsfähig noch christlich. Verzagt allerdings sollte ihre Frage auch nicht klingen. Denn ich glaube, dass in den anstehenden Veränderungen auch Chancen liegen. Wenn Sie am Ende meines Vortrags resigniert sagen: Nein, wir sind nicht zukunftsfähig - dann jedenfalls habe ich etwas falsch gemacht.

Die Säkularisierung allerdings, um zum Thema zu kommen, ist in Westeuropa nicht aufzuhalten. Man kann nun viel über diesen Begriff diskutieren, ursprünglich bezeichnete er ja lediglich den Vorgang, dass die weltlichen Fürsten sich die kirchliche Regierungsmacht samt einiger schöner Grundstücke und Klöster unter den Nagel rissen. Ich fasse hier unter diesem Begriff die umfassende Entkirchlichung eines zunehmenden Anteils der Bevölkerung zusammen. Es geht also nicht nur der Anteil der nominellen Kirchenmitglieder an der Gesamtbevölkerung zurück, sondern auch die Zahl derer, die an christliche Kernaussagen glauben, ja, sie überhaupt noch kennen, die sich kirchlich taufen und beerdigen lassen, die in Kirchengebäuden mehr sehen als das kulturelle Erbe einer fernen Zeit. Vor acht Jahren, im Jahr 2005, gab es eine Phase, in der in Deutschland einige Religionssoziologen und viel mehr Journalisten vermuteten, dieser Prozess würde sich abschwächen, zum Stillstand kommen, gar umkehren. Papst Johannes Paul II. war gestorben, und zwei Millionen meist junge Menschen pilgerten nach Rom. Ein deutscher

Papst wurde gewählt. Eine Million Menschen beim Weltjugendtag in Köln zujubelten, zum Evangelischen Kirchentag in Hannover kamen 300.000 Christen, und auch in meiner Redaktion konnten sie gar nicht genug kriegen an Berichten über all diese staunenswerten Ereignisse. Die Wiederkehr der Religion habe begonnen, raunte es in den Feuilletons. Acht Jahre später wissen wir: Diese Wiederkehr ist ausgeblieben.

Die Zahl der Kirchenmitglieder ist weiter gesunken. In Deutschland haben die großen Volkskirchen seit der Wiedervereinigung 1990 acht Millionen Mitglieder verloren, durch Austritte, mehr aber noch durch den demographischen Wandel. In den östlichen Bundesländern ist der Anteil der Kirchenmitglieder von einem Drittel auf ein Viertel zurückgegangen. Die meisten Austritte gab es in den vergangenen Jahren in den geschlossenen katholischen Gebieten Bayerns. In Ost und West ist die Konfessionslosigkeit die stärkste Tradition: Wer einmal ausgetreten ist, dessen Kinder gehören später in der Regel ebenfalls keiner Kirche an; die Tatsache, dass nicht nur die Zahl der Austritte, sondern auch die der Eintritte und Wiedereintritte gestiegen ist, ändert daran in er Summe nichts.

Zurückgegangen ist das Glaubenswissen der Deutschen: Ein Drittel der Kirchenmitglieder glaubt irgendwie an die Seelenwanderung, die Zahl derer, die glauben, dass Gott dreifaltig einer ist, nimmt in ungefähr demselben Maß ab, wie der Glaube an Engel an Bedeutung gewinnt. Zehn Prozent der Deutschen vermuten gar einen Götterhimmel über den Wolken, wo sich diese und jene Gottheit um dieses und jenes Problem der Menschheit kümmert, so jedenfalls hat

es das Allensbach-Institut aus den Leuten herausgefragt. Schon vor Jahren brachte eine Broschüre der evangelischen Jugend das Problem auf den Punkt; sie hieß: "Wer glaubt noch an die sieben Gebote?" An dieser Entwicklung leidet auch das kirchliche Leben: Wer nicht mehr weiß, ob er sieben oder zehn Gebote ignorieren soll, den drängt es auch nicht unbedingt in den Gottesdienst. 2010 besuchten etwas mehr als 860.000 Mitglieder der evangelischen Landeskirchen den Gottesdienst, das entspricht einer Quote von 3,6 Prozent; 6,5 Prozent in Sachsen, 2,2 Prozent in Nordelbien. In den katholischen Bistümern gab es 1990 116.000 katholische Trauungen, 2010 nur noch etwas mehr als 46.000.

Das institutionalisierte Christentum in Deutschland verteilt sich, was seine Kirchenbindung angeht, relativ stabil: Es gibt eine Minderheit zwischen 15 und 20 Prozent der Kirchenmitglieder, die den Glaubensaussagen ihrer Kirche weitgehend zustimmt und einigermaßen regelmäßig am kirchlichen Leben teilnimmt, eine Mehrheit von zwei Dritteln, die ihrer Kirche in Treue fern stehen, sich zu Weihnachten und vielleicht zu Ostern in der Kirche blicken lassen, und dem Rest, der in deutlicher Distanz zur Institution steht und der manchmal nur durch Zufall oder Bequemlichkeit nicht ausgetreten ist. Die Kirchenmitglieder kommen zudem zunehmend aus bestimmte Milieus: auf die Traditionellen, auf die Etablierten, das postmoderne und doch gesicherte Milieu. Die Kirchen haben dagegen die Armen und die Avantgardisten weitgehend verloren, und selbst in der Mittelschicht geht die Kirchlichkeit zurück.

Eine der Folgen, die ich spüre, ist: Die Rolle der Kirchen und das in Deutschland ja sehr enge und für die Kirchen sehr vorteilhafte Staat-Kirche-Verhältnis sind in der Öffentlichkeit und in der Politik zunehmend umstritten. Das beginnt beim Arbeitsrecht, dem zufolge Streiks und Aussperrungen in kirchlichen Einrichtungen verboten sind und Angestellte entlassen werden können, wenn sie gegen die Moralvorstellungen des Arbeitgebers verstoßen., Das geht über die staatlich eingezogene Kirchensteuer und den Religionsunterricht an öffentlichen Schulen bis hin zu durchaus aggressiv vorgetragenen Forderungen, Religion sei eine Frage des privaten Aberglaubens und sollte nichts in der Öffentlichkeit zu suchen haben. Ich merke das auch bei meiner täglichen Arbeit: Als ich vor mittlerweile 17 Jahren neu war bei der Süddeutschen, warfen mir empörte Leserbriefschreiber vor, ich ließe den rechten Glauben vermissen und würde mitsamt meinen liberalen Chefs und Kollegen in der Hölle landen. Der Leserbriefschreiber, der mir neulich unterstellte, ich sei das Mietmaul der Christen, steht für den neuen Trend einer aggressiv geäußerten fundamentalen und oft auch sehr schlicht argumentierenden Religionsfeindschaft. Meine Arbeit bedroht das nicht - ohne Auswirkungen bleibt das aber auch nicht: Als diesmal, im Jahr 2013, ein neuer Papst gewählt wurde, da hatte ich selbstverständlich viel und prominenten Platz - aber es gab auch einen Punkt, an dem die Chefs sagen: Jetzt ists genug, bitte nicht zu viel davon. Taize, was ist das? Beten.

In der Schweiz sind diese Prozesse bislang nicht so dramatisch verlaufen, der Trend geht aber in eine vergleichbare Richtung zu

gehen: Statt mehr als 95 Prozent sind nun 80 Prozent der Schweizer Mitglied einer Kirche. Dramatischer ist, was innerhalb der Kirchen geschehen ist: Einer Studie aus dem Jahr 2011 der Universität Lausanne zufolge gehören nur noch 17 Prozent der evangelischen und 23 Prozent der katholischen Kirchenmitglieder zur Kerngemeinde, in beiden Volkskirchen machen die Distanzierten zwei Drittel der Mitglieder aus; bei den Reformierten ist jeder fünfte entweder komplett säkular oder esoterisch orientiert, bei den Katholiken jeder zehnte. Zu ähnlichen Ergebnissen kommt auch das Nationale Forschungsprogramm Religionsgemeinschaften, Staat und Gesellschaft: Die Kirchen bleiben wichtig fürs Land, aber die Bindungen an die Institution nehmen ab.

2. Säkularisierung ist paradox

So gesehen müsste ich mir also leise Sorgen um meine Arbeit machen - irgendwann interessiert das Thema Kirchen und Religionen nur noch eine kleine, vom Journalismus weitgehend zu vernachlässigende Gruppe, und ich kann mich in die Leserbriefredaktion versetzen lassen. Ich kann mich aber über mangelnde Arbeit nicht beklagen: Religion ist ein öffentliches Thema geblieben. Mehr noch: Selten ist über Religion so häufig, kontrovers und emotional aufgeladen diskutiert worden. Was in der Schweiz die

Minarettdebatte war in Deutschland die Debatte um die Beschneidung jüdischer und muslimischer Knaben - der Islam wird sichtbar, eine neue, fremde und manchmal auch beunruhigende Religion, die den Christen oft klar macht, wie wenig sie von ihrer Religion erzählen können. Schriftsteller und Publizisten entdecken Religion und Frömmigkeit neu als Thema, bis hin zu einem merkwürdig konservativen Salonkatholizismus, den zum Beispiel der Schriftsteller Martin Mosebach mit seiner Liebe für die vorkonziliare tridentinische Messe pflegt. Die These der Soziologen aus den 70er Jahren, dass Religion bis auf Traditionsreste verschwinden werde, zuerst bei den gebildeten Städtern und zuletzt bei den Ungebildeten auf dem Land, die hat sich als falsch erwiesen. Gerade mit ihren Wandlungsprozessen wird Religion, wird damit das Christentum samt seiner Volkskirchen und der dort gelebten Frömmigkeit immer wieder neu zum Thema. Ich muss mir keine Sorgen um meine Arbeit machen.

Hinzu kommt: In Krisen- und Entscheidungszeiten werden religiöse und christliche Einstellungen, moralische Grundsätze und ethische Maximen zu wichtigen Elementen der politischen Diskurse und Entscheidungen. Viele Entscheidungen der Finanz-, Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik, der Bio- und Medizinethik sind auch Wertfragen. Parallel zur abnehmenden Kirchenbindung und verdunstenden Glaubenswissen wird das, was die Kirchen an ethischen Orientierungen anzubieten haben, zum knappen Gut. Globalisierung ein globales gegenüber. Viele Kirchenvertreter berichten mir von einer merkwürdigen Doppelreaktion der Politik: Einerseits stellen sie immer

kritischere Fragen zum Staat-Kirche-Verhältnis - andererseits flehen sie manchmal regelrecht: Bitte, liebe Kirchenvertreter, gebt mir doch Maßstäbe an die Hand, nach denen ich urteilen kann. Vielleicht ist es ja doch kein Zufall, dass die Zahl der bekennenden Christen unter den Abgeordneten des Bundestags in dieser Legislaturperiode höher war als in der vorigen, dass der Bundespräsident ein frommer Protestant ist, die Kanzlerin aus ihrer Kirchenzugehörigkeit keinen Hehl macht und der Bundestagspräsident sich immer wieder engagiert in die Debatten seiner katholischen Kirche einmischt, seine Vizepräsidentin bis zu ihrer Spitzenkandidatur bei den Grünen Präsides der evangelischen Kirche in Deutschland war.

Die Themen der Christen also bleiben gefragt, und es ist ja auch die Gottesfrage mit dem Kirchenaustritt nicht erledigt. Religiöse Bedürfnisse und Orientierungen bleiben auch bei vielen - nicht bei allen - Ausgetretenen und von Geburt an Konfessionslosen bestehen, und sei es nur als Ahnung, dass da "irgendwas" sein könnte, oder als Verlustempfinden: "Es wäre schön, wenn ich davon noch irgendetwas hätte". Diese Bedürfnisse bleiben auch im Grunde an den christlichen Deutungsmustern orientiert: Das Interesse an alternativen Gläubigkeitsformen ist begrenzt geblieben. Der Esoterik-Buchmarkt ist stabil, aber es hat sich keine gesellschaftlich wahrnehmbare Esoterik-Religiosität herausgebildet. Viele Menschen meditieren und finden den Dalai Lama toll, aber die Zahl der Mitglieder in der Buddhistischen Union ist nicht gewachsen. Auch die Zahl der organisierten Humanisten, Konfessionslosen und Atheisten ist im Bedeutungslosen geblieben.

So gesehen ist die Bundesrepublik Deutschland eine "Glaubensrepublik" geblieben. Vor zwei Jahren bin ich gemeinsam mit meiner Kollegin Claudia Keller aus Berlin durch diese Glaubensrepublik gereist und habe dabei gemerkt, wie bunt und vielfältig sie geworden ist. Das fromme katholische Rentnerpaar aus München gehört dazu wie der evangelikale Prediger, die zu den fundamentalistischen Salafisten konvertierte Brandenburgerin genauso wie die fromme Einsiedlerin und die Wahrsagerin. Religion individualisiert sich. Sie wird bunt, aber auch widersprüchlich. Sie wird zur Lebensabschnitts-Überzeugung und zum Teil der Biographie-Baustelle: "Meine Religion muss zu meinem Lebensstil passen," sagte uns eine Frau - sie war in der DDR atheistisch erzogen worden und begann nach der Wende und der Scheidung die Bücher von Margot Käßmann zu lesen, sie hat einen neuen Mann kennen gelernt, der katholisch ist; zum Abschied zeichnen sie sie immer ein Kreuzzeichen auf die Stirn, aber in eine Kirche eintreten würde sei nie. Sehr individuell kamen uns auch die fundamentalistischen Lebensbewältigungskonzepte vor, die in der unübersichtlichen Welt einen klaren Weg weisen sollen - für den Anhänger der traditionalistischen Piusbruderschaft war es seine höchstpersönliche Form, den Protest gegen den seiner Meinung nach linken Mainstream auszudrücken. Es geht den Gläubigen von heute zumeist um Lebensbewältigung und Lebensstil - nicht mehr darum, den Himmel zu gewinnen oder die Hölle zu vermeiden.

3. Auf diese Prozesse sind die Volkskirchen nicht gut vorbereitet

Diese Volkskirchen bleiben ja trotz aller Mitgliederverluste, die absehbar sind, die größten Institutionen der Gesellschaft. Der ehemalige Magdeburger evangelische Bischof Axel Noack sagte mir einmal, auch dort, wo die Kirchen nur zehn Prozent der Bevölkerung umfassen, bleiben sie die wichtigsten Orte der Zivilgesellschaft, Trägerinnen der Kultur, auch politische Faktoren, Machtfaktoren. Sie werden aber viel von ihrem institutionellen Gewicht verlieren. Sie werden neue Orte, Existenz- und Erscheinungsformen finden müssen. Sie werden der Versuchung der Auflösung in der Selbstsäkularisierung widerstehen müssen, sie dürfen also nicht einfach aufgeben was sie glauben, nur weil es nicht leichtgängig zu vermitteln ist - dass aus gerechnet der gekreuzigte, erniedrigte, im Leiden ganz Mensch gewordene Gott den Tod überwindet zum Beispiel. Sie dürfen sich aber auch nicht in den Fundamentalismus zurückziehen, in die Nische, sie es beleidigt oder sei es in falscher Besserwisserei: Wir wissen, wo es lang geht zum Paradies, und die anderen sind dumm. Sie werden die Botschaft von Gott, der zur Erlösung der Menschen gekreuzigt wurde und auferstanden ist, einer zunehmend verständnislosen Umwelt sagen müssen. Doch darauf sind sie noch nicht gut vorbereitet.

Die Kirchen pflegen noch überwiegend das Ideal einer lebenslangen Kirchen- und Gemeindezugehörigkeit von der Wiege bis zur Bahre, der Taufe bis zur Beerdigung. Sie sind menschlich verletzt und im theologischen Selbstverständnis erschüttert, wenn da jemand kommt

und wieder geht. Oder wenn einer sich in die Kirchenbank setzt und gar in der Gemeinde mitmachen will, obwohl er nicht einmal die Hälfte dessen glaubt, was den Kern des Christlichen ausmacht. Wenn da Paare kommen, die sich selber trauen oder ihr Kind taufen lassen wollen, und es zeigt sich, dass sie den Pfarrer, den sie da ansprechen, als Dienstleister sehen, der ihnen da einen schönen Einstieg ins perfekte Fest liefern soll - man zahlt ja schließlich für das ganze Brimborium. Das kann man nun für moralisch angreifbar halten - aber das wird zunehmend die Realität sein. Die Kirchen können sich also eine Perspektive des zunehmenden Beleidigtseins zurechtlegen - oder auch für diese Menschen da sein und nach Wegen suchen, ihnen von der Hoffnung und der Freude Gottes mit auf den Weg zu geben, auch wenn sie selber nichts davon haben.

Die Kerngemeinden pflegen jedoch eine Insiderkultur, die Menschen abschreckt, wenn sie nicht mit den Sitten und Gebräuchen dieser eigentümlichen Gemeindewelt vertraut sind. Da geschieht selbst da, wo diese Gemeinden modern erscheinen - oder sich für modern halten. Bei den Gottesdiensten können nur jene mitmachen, die sich auskennen, manchmal gar nur jene, die ihn vorbereitet haben (und ganz stolz auf diese Vorbereitung sind). Dazu gehört auch eine Insidersprache: Sollte uns das nicht allen zu denken geben? Oder sollten wir nicht mehr durch die Stille hören? Weil die Liebe des Herrn wie Gras und Ufer ist? Diese Pseudopoetik signalisiert

Außenstehende: Mache erst einmal einen Sprachkursus, wenn Du bei uns mitmachen willst. Manchmal kommt es mir vor, als sprächen

wir Journalisten und die Kirchenleute verschiedene Sprachen. Das muss nicht immer die Schuld der Kirchenleute sein, aber Christen können oft nur unzureichend erklären, was sie bewegt und antreibt, was sie glauben. Das aber führt selten zur Selbstkritik: Die anderen sind schuld, die kapieren das nicht.

In den Kirchen werden Glaubwürdigkeitslücken werden nur unzureichend geschlossen - das ist vor allem für Menschen ein Problem, die der Kirche fern stehen. Das Christentum ist eine Religion mit durchaus hohem Anspruch, und immer wieder wird das zum Problem der Kirchen. Manchmal ist das ein bisschen ungerecht, wenn Menschen alle ihre Vorstellungen vom moralisch perfekten Leben auf die Kirchen projizieren und dann enttäuscht sind, dass da auch nur Menschen am Werk sind. Tatsächlich aber lassen Christen manchmal den besonderen Lebensstil, das besondere Verhalten vermissen. Immer wieder agieren Kirchen als Vertreter eigener Interessen und nach innen als Institutionen, in denen rücksichtslos Macht von oben nach unten ausgeübt wird, manchmal in zynischer Weise noch gekleidet in pastorales Getue. Wie sehr das Auseinanderklaffen von Anspruch und Wirklichkeit eine Kirche in die Krise bringen kann, haben die Missbrauchsskandale in der katholischen Kirche gezeigt. Dass die bekannt gewordenen Fälle von sexueller Gewalt gegen Kinder und Jugendliche zu einer solchen Kirchenkrise wachsen konnten, liegt aus meiner Sicht daran, dass die katholische Kirche schon zuvor in der Kommunikations- und Glaubwürdigkeitskrise war: Man dachte schon irgendwie, dass die

anders reden als sie leben - und dann dies. Eine Warnung an alle Christen.

In solchen Zeiten bräuchten die Kirchen glaubwürdige Menschen, die beispielhaft leben, was Jesus lehrte, Menschen die begeistern, für etwas stehen, ob in der Gemeinde oder im ganzen Land. Es gibt ja gerade in den reformierten Kirchen ein gewisses Misstrauen gegenüber Stars in der Kirche und charismatischen Führern: Steckt nicht immer ein bisschen Papst in diesen Leuten? Doch egal, wie sehr eine Kirche sich zum allgemeinen Priestertum der Gläubigen bekennt: Sie braucht "burning Persons", Menschen, die für die Sache Jesu brennen, die nach außen hin leuchten. An diesen Personen aber fehlt es. Es gibt - nicht nur in den Kirchen der Märtyrer, sondern auch im wohl geordneten Westeuropa - großartige Menschen in den Kirchen, kluge, menschliche, mutige. Und trotzdem haben in Deutschland jedenfalls haben beide Kirchen Probleme, herausragende Leitungspersönlichkeiten zu gewinnen, ob auf nationaler oder auf Gemeindeebene. Die Nachwuchsprobleme bei den katholischen Priestern sind dramatisch, die eigentümliche Sozialauswahl verschärft das Problem. Aber auch in den evangelischen Landeskirchen fehlen die Theologiestudenten, fehlen junge, bekannte Theologen, die den öffentlichen Diskurs mitbestimmen. Hier zeigt manchmal auch die Professionalisierung ihre Kehrseite: Kirchenangestellte sind oft ziemlich bürgerlich. Sie suchen Sicherheit und manchmal auch den Schutz- und Schonraum, sie scheuen Experimente und den Ärger mit ihrer Umgebung. Und:

Auch einzelnen Christen (der Vortragende eingeschlossen) tun sich oft schwer, begeisternd zu wirken.

4. Die Reaktion auf diese Erkenntnis verstärkt die Probleme

wenn ich Kirchenvertretern sage, dass sie mit ihren großen Chancen oft unter ihren Möglichkeiten bleiben, höre ich oft den Satz: "Wir tun doch schon so viel, und trotzdem ändert sich nichts". Daran stimmt: Es tut sich ja tatsächlich einiges in den Kirchen, dort sitzen ja nicht einfach Ignoranten. Es gibt niedrighschwellige Angebote und Leuchtturmprojekte der Hochkultur, es gibt Zielgruppen-Seelsorge, Institute zur Verbesserung der Gottesdienste und Predigten. Es gibt auch Kommunikationsinitiativen und Werbekampagnen, Gesprächs- und Reformprozesse. Es ist also einiges Gutes entstanden in den vergangenen Jahren.

Trotzdem ist manchmal gerade die Betriebsamkeit, die aus dem Satz: "wir tun doch schon so viel" spricht, das Problem. Denn hinter diesem Reformstress, der da zutage tritt, steckt die Vorstellung, man müsse nur das richtige Rezept finden, den alles entscheidenden Trick - und dann würde alles wieder gut. Dann kämen die Leute zurück in die Kirche. Das ist aber ein Missverständnis. Es führt zum Frust bei allen Beteiligten.

Ich erinnere mich noch gut an die Kommunikationsinitiativen des evangelischen Stadtkirchenverbandes Köln und des katholischen Bistums Limburg: mit großen Plakaten, Anzeigen und Werbespots im Radio und im Fernsehen sollten die Leute neugierig gemacht werden auf Glaube und Kirche. Wir Journalisten haben auch brav alle darüber berichtet - nur passiert ist nichts, mehrere hunderttausend Euro waren für ein Strohfeuer ausgegeben. Eine Kampagne des katholischen Bistums Essen ging regelrecht nach hinten los: Fesche junge Männer warben für den Eintritt ins Priesterseminar, doch irgendwann mussten die Verantwortlichen zugeben, dass sie als Priesterseminaristen verkleidete Schauspieler und Models auf den Plakaten präsentierten - weil man die echten für nicht sehr werbewirksam hielt. Der Spott war groß, und das wahre Problem des mangelnden Priesternachwuchses in der katholischen Kirche war für jedermann sichtbar geworden.

Als schließlich die Evangelische Kirche in Deutschland ihren Reformprozess von nunmehr sechs Jahren vorstellte, da sagte der Ratsvorsitzende Wolfgang Huber, es sei nötig, die Taufquote zu erhöhen. Der Berliner Bischof Huber, dessen Verdienste nicht hoch genug zu preisen sind, hatte da ja etwas richtiges erkannt: Viele Paare, die sich noch kirchlich getraut haben, lassen dann ihre Kinder nicht mehr evangelisch taufen - da könnten doch die Pfarrerinnen und Pfarrer öfters mal nachhaken und mit den jungen Eltern reden. Alles schön und gut - doch das Wort "Taufquote" verdarb alles. In unserer Redaktion waren gerade die skeptisch Interessierten empört. Die Taufe macht das Kind zum Kind Gottes, zum Mitglied der

Gemeinde, die Eltern wünschen den Segen über das große Abenteuer Elternsein - sie wollen aber keine Quote erfüllen. Sie wollen nicht zum Objekt einer protestantischen Planwirtschaft werden. In all diesen Fällen hatte die Betriebsamkeit der Kirchenplaner das Misstrauen der Außenstehenden höht: Die wollen uns werben und einfangen. Wir sind für die nur Objekte eines Marketingkonzepts, eines Produktvertriebs. Das kennen sie aus der Werbung - die Plakatwerbung mit Models und das Unternehmensberaterdeutsch eingeschlossen. Dort haben sie es akzeptiert und damit leben gelernt, dass die Werbeleute übertreiben bis an den Rand der Lüge. den Kirchen aber nehmen sie so etwas aber übel. Denn dort wünschen sie nicht Verpackung. Dort wünschen sie Echtes, Wahrhaftiges.

Die Betriebsamkeit, die da zutage tritt, ist manchmal Ausdruck eines bedenklichen innerkirchlichen Narzissmus. Es geht da nicht um den Auftrag Jesu, den Menschen nahe zu sein und ihnen von Gott zu erzählen. Es geht um die Frage: Wie stehen wir als Institution da? Wie kommen wir rüber, wie retten wir unsere Tradition? Die Kirche macht sich selber zum Gegenstand. Sie stellt sich selber in den Mittelpunkt. Eine Mission findet nicht um der Menschen da draußen willen statt, sondern zur Sicherung des Eigenen.

5. Unangemessene Ratschläge eines Außenstehenden

Ich Ihnen Raten, als ein Außenstehender, als einer, der in mehrfacher Weise keine Ahnung hat? Eigentlich ja nicht, auch weil ich glaube, dass Sie letztlich am besten wissen werden, was zu tun

ist, auch wenn es bis dahin vielleicht noch einige Diskussionen braucht. Aber Sie haben mich ja gefragt.

Erschöpfen Sie sich nicht in oberflächlichem Reformstress, der irgendwann, wie jeder Stress, zu Überlastung, Streit, gar Erschöpfungsdepression führen kann. Halten Sie die Tiefe des Glaubens und gewinnen sie neue Tiefe. Stellen Sie nicht die Frage nach der Taufquote und nach der richtigen Werbemethode. Stellen Sie die Gottesfrage. Das ist unbequem, auch politisch unbequem, denn die Frage nach Gott ist immer auch die Frage nach der Liebe zu den Menschen und nach der Gerechtigkeit. Die Gottesfrage zu stellen kann kurzfristigen PR-Strategien zuwiderlaufen, sie kann also sogar Mitglieder kosten. Aber es führt kein Weg an ihr vorbei. Eine Kirche bleibt nur glaubwürdig, wenn sie glaubt und auch vertritt, was sie glaubt. Wer sich mit den zweitletzten Dingen begnügt, wird irgendwann als zweitrangig wahrgenommen.

auch die Fragen nach der Kirchenstruktur ist eine zweitletzte Frage. Überwinden Sie also den institutionellen Narzissmus. Er ist ja auch eine ernste theologische Gefahr für die Kirchen. Eine Kirche ist nicht um ihrer selbst willen da. Sie ist für die anderen da, für andere, denen zunehmend fremd ist, was Sie glauben. Ja, die Fremdheit wird zunehmen: ihnen wird zunehmend fremd sein, was die Menschen, die Ihnen begegnen, glauben, Ahnen, Glauben, zu Glauben. Auch sie werden andersherum mit ihrem reformierten Christsein den Menschen fremd sein, denen Sie begegnen. Lernen Sie also, fremdenfreundlich zu sein und sich Fremdheitserfahrungen auszusetzen. Christen gehen zu oft davon aus, dass Gott sich

ausschließlich im Gewohnten, Bekannten und Gesicherten zeigt. Doch genauso zeigt sich Gott im Fremden, der da so merkwürdig daherkommt und überhaupt Nichtanerkennung Vorstellungen und Maßstäben entspricht.

-Versuchen Sie, exemplarisch zu leben - als einzelne Christen, aber auch als Kirche insgesamt. Tat und Zeichen wirken in der Regel mehr als ein fulminant formulierter Beschluss oder schlauer Vortrag eines Journalisten: Wie gehen wir mit dem Geld um, das uns anvertraut ist? Legen wir es ethisch sauber an, nutzen wir es, um umweltfreundlich zu werden? Wie gehen wir mit der Schöpfung um, wie mit anderen Menschen, den Alten, Schwachen, Kindern, den Ausgestoßenen, Fremden, Ausländern? wie mit unserer Macht, Der Macht über Andere? Vielleicht liegt es an den Christen, gegen die Ideologie von der grenzenlosen Beschleunigung und des ewigen Wachstums eine Theologie des Genug zu entwickeln, die von den eigenen Grenzen und den Grenzen aller Ressourcen ausgeht, und die zeigt: es kann Spaß machen, innerhalb dieser Grenzen zu leben.

- Werden Sie Bekenntnischristen und widerstehen Sie der Gefahr, sich als Insitutionschristen aufs schrumpfende Format zurückzuziehen. In einer individualisierten Gesellschaft wird es zunehmend auf das persönliche Bekenntnis ankommen. Institutionen sind nützlich, das wird im Augenblick manchmal übersehen, eine institutionenlose Welt sollte sich niemand wünschen. Aber diese Institutionen werden immer stärker von den Menschen leben, die sich zu ihnen bekennen, in ihnen engagieren, sie tragen. Hier liegt aus meiner Sicht eine besondere Stärke der reformierten Kirchen. Für sie

ist das freie Bekenntnis des freien Christenmenschen grundlegend, die Freiheit zum individuellen Bekenntnis ist nicht irgendwie ein Zugeständnis, sondern Gabe aus der Gnade Gottes heraus. Mir fällt bei vielen evangelischen Christen auf, dass sie manchmal neidvoll auf die Stärken der katholischen Kirche schielen: eine starke Institution mit Verbindlichkeit, klaren Regeln und einem Mann. An der Spitze, der gemeinsam mit dem amerikanischen Präsidenten der bekannteste Mensch der Welt ist - das wäre was. Es ist aber immer besser, die eigenen Stärken zu stärken, als nach denen der anderen zu schauen - das gilt auch hier.

- Seien sie bereit, fröhlich zu verarmen. Die Kirchen werden mit weniger Geld auskommen müssen, wenn sie weniger Mitglieder haben. Sie werden ein anderes Verhältnis zu ihrem Besitz entwickeln müssen, zu ihren Stellenplänen, Kirchengebäuden. Das klingt natürlich einfacher, als es ist, denn gut organisierte Gemeinden mit hervorragend ausgebildeten und bürgerlich bezahlten Pfarrinnen und Pfarrern haben ja ihren Sinn. Aber es ist sicher besser, die Perspektive der endlichen Ressourcen auch in die Kirchenplanungen mit einzubeziehen, statt, wenn das dann plötzlich und unerwartet soweit ist krisenprogramme aufzulegen. Wer Gemeinden zu Großgemeinden zusammenlegt, muss andere Formen der Nähe und der Beteiligung der Christen finden - und der hat sie sich auch schon am besten vorher überlegt.

- Üben Sie die Hoffnung, denn: Ihre Kirche ist zukunftsfähig. Das ist vielleicht ein ungewohnter Ratschlag von einem Journalisten, aber die Christen sollten der Zusage ihres Gründers trauen, dass er sie

nicht hängen lässt, dazu hätte er in 2000 Jahren Kirchengeschichte so manche Gelegenheit gehabt. Die Hoffnung lässt uns nicht zuschanden gehen, hat der Apostel Paulus gesagt: Wer hofft, gewinnt eine Stärke, die größer ist als er selbst. Der kann sich gelassen ändern und loslassen, was er nicht mehr braucht, weil er weiß: Der Grund hält.